



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Flügel, Ewald: Der Briefwechsel zwischen Goethe und Carleyle.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Und noch eins. „Wer das Borgen verteidigt — sagt Bildemeister —, nimmt deshalb keineswegs das leichtsinnige Schuldenmachen in Schutz. Die verwerflichen Anleihen, welche in wüster Jugendrohheit die Trägheit und Renommisterei aufgenommen haben, sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit der Benutzung fremden Kapitals, die dem gereiften Manne die volle Entfaltung seiner Kräfte erleichtert.“ Das ist ein bestechendes Bild: volle Kraftentfaltung durch Aufnahme von Darlehen. Aber das Gleichnis hinkt. Wenn es sich nicht um größere Errungenschaften für ein Volk handelt, als um die, welche uns von jenen Männern vorgeführt werden — wohlgemerkt: ich spreche immer von den Fremdwörtern, die wir für entbehrlich halten —, dann ist nicht von Kraftentfaltung die Rede, nicht, um das Bild weiter auszuführen, um Kapitale handelt es sich, sondern um Pfennige; und nicht um Borgen — denn niemand denkt ans Heimzahlen —, sondern um eine Entnahme, die ein großer Kenner unsrer Sprache, Behaghel, in seinem Werke „Die deutsche Sprache“ ein Bettelngehen bei andern Nationen nennt.

Ich bin am Schlusse. Es ist möglich, daß in dem, was ich gegeben habe, einzelnes Unfertige, Schrofne, Irrige untergelaufen ist — es kann einer nicht mehr geben, und er kann es auch nicht anders geben, als er es hat. Aber es würde mich innig freuen, wenn ich ein Scherflein hätte beitragen können zu der Überzeugung, daß der deutsche Sprachverein sich auf dem rechten Wege befindet.



## Der Briefwechsel zwischen Goethe und Carlyle. \*)

Von Ewald Flügel.

England und Deutschland werden nicht immer einander fremd bleiben, sondern wie zwei Schwestern, die lange getrennt waren — räumlich und durch übles Verede —, werden sie endlich in Liebe einander nahen und fühlen, daß sie eines Stammes sind.

Carlyle an Goethe, den 23. Mai 1830.



In einem noch heute schwer zugänglichen Winkel Schottlands liegt, meilenweit von jedem größern Orte, mitten in den Bergen, ein einsames Landhaus, dessen gälischer Name (nicht gerade sehr wohlklingend) Craigenputtock lautet. Dort verbrachte Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts Thomas Carlyle mit seiner jungen, schönen Frau sieben Jahre des reinsten, ungetrübtesten Glückes.

\*) Correspondence between Goethe and Carlyle, edited by Charles Eliot Norton. London, Macmillan and Co., 1887.

Die schweren Kämpfe, die er als Jüngling auszufechten gehabt hatte, waren vorüber, seine kleinern schriftstellerischen Arbeiten reichten gerade hin, ein bescheidenes, aber doch bequemes Dasein zu fristen, die Zeit einer neuen, glänzenderen Thätigkeit schien zu dämmern, und wie eine Weihe, wie ein hoher Segen verklärte sein ganzes Streben die Anerkennung und das Lob, das der „größte Mann der Neuzeit“ seiner ernstern und ehrlichen Arbeit spendete.

„Es scheint uns wunderbar — schreibt er am 25. September 1828 an Goethe — daß Sie und die Ihrigen, mit so vielen großen Aufgaben beschäftigt, die für die ganze weite Welt von Wert sind, Zeit finden, an uns zu denken, die so fern von Ihrem Kreise leben und als Gegengabe so wenig thun können, was Ihnen von Nutzen wäre. Aber so ist einmal die innere Natur dieser wunderbar verschlungenen Welt, daß alle Menschen an einander geschlossen sind und der Größte mit dem Gerिंगsten verbunden ist. Und wenn nun auch das Band, welches mich und Sie verknüpft, nur ein zartes ist, so halte ich es doch keineswegs für ein schwaches. Wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückschaue, so scheint es, als ob Sie, ein Mann, dessen Muttersprache verschieden ist von meiner, den ich nie gesehen habe, und ach, vielleicht nie sehen werde, als ob Sie mein Hauptwohlthäter gewesen wären. Ja ich kann sogar sagen, der einzige wahrhafte Wohlthäter, den ich gehabt habe; denn Weisheit ist das einzige wahre Gut, der einzige Segen, der nie in sein Gegenteil verkehrt werden kann, der sowohl den segnet, der da giebt, als den, der empfängt. In schwerem Kummer und Leiden, wenn Ihnen alle Freunde entzogen werden, muß es doch für Sie ein Trost sein, zu denken, daß weder in diesem Jahrhundert noch in allen folgenden Sie verlassen werden können: denn wo auch nur immer Menschen Wahrheit suchen werden, Geistesklarheit und Schönheit, da haben Sie Brüder und Kinder. Ich bete zum Himmel, daß er Sie noch lange, lange erhalten möge, das Gute dieser Welt zu genießen und zu befördern: denn ohne Sie wäre es mit der gesamten Literatur (auch die deutsche nicht ausgenommen) schlecht bestellt; ohne den einen, den wir andern klar beurteilen und doch mit wahrer Ehrfurcht betrachten. Die gute Saat, die da gesät ist, kann nicht niedergetreten, noch vom Unkraut überwuchert werden. Aber wenn es gewiß der höchste Segen war, diese Saat gestreut zu haben, so ist es noch Segen genug, daß wir Hände haben, die Frucht zu ernten, Augen, zu schauen, wie sie reift.“

Diese Worte zeigen am schönsten, welcher Geist die vorliegenden Briefe Carlyles an Goethe erfüllt, es sind die Briefe des Schülers, der sich in dankbarster Hingebung seinem Lehrer, seinem „Vater“ naht, und allein durch seine herzliche Zuneigung, seinen geraden und großen Sinn, mit dem er die empfangene Wohlthat anerkennt, das Verhältnis zur Freundschaft adelt.

Thomas Carlyle stand, als er zuerst mit dem deutschen Geistesleben bekannt wurde, noch mitten in einer schweren, geistigen, besonders religiösen Krisis. Wie jeder bedeutende Mensch, hatte er sich mit schwerem Kampfe durch Zweifel und

Unglück zu seiner Weltanschauung hindurchzuringen. Und dieser Kampf war gerade bei Carlyle besonders heiß und ernst gewesen. Er giebt uns im Sartor Resartus eine ausführliche Schilderung, aus der wir nur die Hauptzüge herausgreifen, die aber nötig sind, um Goethes „Wohlthat“ an Carlyle ganz zu verstehen.

„Der Zweifel hatte sich zum Unglauben verdüstert, Schatten auf Schatten lagerte sich über meine Seele, bis endlich die vollständige, schwarze, sternlose Nacht mich umgab . . . fern war jede Hoffnung, ja selbst jeder Wille zu hoffen. Unsichtbare und undurchdringliche Wände, wie in einer Verzauberung, kerkerten mich ein und trennten mich von allem Lebenden; ich hatte nicht eine treue Brust, die ich an mich drücken konnte! Ich hielt ein Schloß über meinen Rippen; was sollte ich denn sprechen mit der veränderlichen Menge sogenannter Freunde, in deren verblühter, eitler und begehrllicher Seele wahre Freundschaft eine räthelhafte und unbekannte Sache war? . . . Einsam wandelte ich mitten auf den belebten Straßen der Menschen und wild, wie ein Tiger in seinem Käfig (nur hatte ich nichts zu verzehren und zu zerreißen als mein eignes Herz), das ganze Leben war mir ohne Zweck, ohne Wille, aber selbst ohne Feindseligkeit. Es war eine unermessliche, tote Maschine, mit starrer Gleichgiltigkeit dahinsausend, mich — Glied für Glied — zu zermalmen. So dauerte es in bitterm, lange hinausgezogenem Todeskampfe lange Jahre, das Herz im Busen ohne jeden Himmelsthan verzehrte sich in gräßlicher Höllequal. Seit undenklicher Zeit hatte ich keine Thräne geweint, nur einmal, als ich halblaut Fausts Todesgesang vor mich himurmelte: Selig der, den er im Siegesglanze findet, und froh dachte, daß der Tod, dieser letzte Freund, mich wenigstens nicht verlassen würde. Jetzt war ich noch immer ohne Hoffnung, aber auch ohne Verzweiflung. Nicht mehr Furcht und klagende Sorge erfüllte mich, sondern Unwille und grimmer Trog. . . So war denn die Zeit vorbei, daß das »ewige Nein« mein ganzes Wesen erfüllte, denn mein ganzes Ich hob sich empor in angeborner göttlicher Majestät, und legte mit aller Macht seinen Protest ein. Denn ein Protest — die wichtigste That meines Lebens — kann dieser Trog genannt werden. Das »ewige Nein« hatte gesagt: »Siehe, du bist vaterlos, verstoßen, und das Universum ist mein Reich, und ich bin der Satan!« Und ich hatte geantwortet: »Ich gehöre dir nicht an, ich bin frei und hasse dich auf ewig.«“

Nun ging der Pfad des jungen, einsamen Kämpfers wieder aufwärts, zum Lichte! Kastlos pilgerte er „nach mancher heiligen Quelle,“ und als er dort seinen Durst nicht stillen konnte, war er so glücklich, einen „weltlichen Born“ zu finden, der ihn labte und erquickte.

Dieser „weltliche Born“ war die deutsche Literatur, mit der er damals wie durch Zufall bekannt wurde: Schiller rettete ihn zuerst, beruhigte und reinigte seinen kranken Sinn und zeigte ihm ein neues Ziel für sein irres Streben; aber Goethe war es, der ihn auf die Dauer den neuen Pfad führte, der ihn nicht nur in jenen schweren Jahren wie mit unsichtbarem, unbewußtem

Segen half, sondern ihn auch bis an sein Lebensende (1881) erfüllte und treu geleitete. Unter seinen letzten Worten, wird uns berichtet, wiederholte Carlyle aus „seinem Psalm,“ dem Goethischen „Symbolum“: „Wir heißen euch hoffen.“ Hoffnung und Mut und Lehre hatte ihm Goethe auf die Dauer erst wieder gegeben, und so sah er in Goethe mit Recht seinen Leitstern, seinen „einzigen wahren Wohlthäter.“

Der eigentliche Briefwechsel mit Goethe setzt erst Jahre nach Abschluß dieses Kampfes ein; wenn das Ende dieses Ringens (wie uns seine Tagebücher berichten) in den Juni 1821 zu setzen ist, so fällt der erste kurze Brief an Goethe in den Juni 1824. Er ist nur ein Begleitschreiben zu seiner englischen Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren und enthält die Worte: „Sieben Jahre sind nun vergangen, daß ich Ihren Faust las auf den Bergen meiner schottischen Heimat; da konnte ich denn nur träumen, daß ich Sie doch noch eines Tages von Angesicht zu Angesicht sehen könnte und vor Ihnen wie vor einem Vater beichten könnte die Leiden und Irrgänge eines Herzens, dessen ganze Geheimnisse Sie so ganz und gar verstanden und so herrlich dargestellt hatten. . . Möge Ihr Leben noch lange, lange erhalten bleiben, zum Trost und zur Belehrung dieses und kommender Geschlechter.“

Mit diesem edeln und offenen Geständnis hatte sich der junge Fremdling bei Goethe eingeführt und entschieden die Achtung des Greises errungen. Am 30. Oktober 1824, also jedenfalls zwei volle Monate,\*) nachdem er Carlyles Sendung erhalten hatte, antwortete Goethe: seine hohen Jahre „mit so vielen unabwendbaren Obliegenheiten“ hätten es verhindert, einen Vergleich der übersandten Übersetzung mit dem Original eher vorzunehmen; er dankt für „so innige Teilnahme“ und bittet um Fortsetzung derselben für die Zukunft: „Vielleicht erfahre ich in der Folge noch manches von Ihnen und übersende zugleich mit diesen eine Reihe von Gedichten, welche schwerlich zu Ihnen gekommen sind, von denen ich aber hoffen darf, daß sie Ihnen einiges Interesse abgewinnen werden.“

So schließt der erste Brief Goethes, der wie „eine Botschaft aus dem Märchenlande“ in Carlyles einsames Edinburgher Stübchen kam. Carlyle schreibt am 20. Dezember 1824 an seine Braut: „Ich konnte kaum glauben, daß dies die wirkliche Hand- und Unterschrift jenes geheimnisvollen Wesens (mysterious personage) war, dessen Name durch meine Träume geschwebt war seit meinen ersten Jugendjahren; dessen Gedanken in reiferen Jahren zu mir gedrungen waren mit der Gewalt einer Offenbarung! Und was sagt nun der Brief? Liebenswürdige Kleinigkeiten ohne weiter große Bedeutung, aber in einem so einfachen, patriarchalischen Stile, so ganz und gar in meinem Geschmack. . . . Nur die letzte Zeile und der Name sind in Goethes eigener Hand, denn, wie ich höre, benutzte er stets einen Schreiber.“

Zwei Jahre kamen und gingen — 1825 und 1826 — und Carlyle ließ

\*) Goethes Brief vom 30. Oktober kam am 19. Dezember nach Edinburgh. Es ist rührend, was Goethe dennoch von den „Schnellposten und Dampschiffen“ rühmt!

nichts von sich hören, er arbeitete fleißig, sich eine Lebensstellung zu gewinnen, heiratete (1826) und vollendete die erste Arbeit, auf die er stolz sein konnte: sein „Leben Schillers.“ Er gab seine Übersetzungen aus Musäus, Fouqué, Tieck und Jean Paul heraus und übersetzte noch die „Wanderjahre,“ und die Gelegenheit, Goethe diese Arbeiten zu schicken, brachte den schon etwas stockenden Verkehr\*) wieder so in Fluß, daß er nur mit Goethes Tode aufhörte und die stattliche Reihe schöner Briefe hervorrief, die jetzt vorliegt.

Goethe antwortete auf Carlyles Brief vom 15. April, zwei Tage nachdem er die „angenehme Sendung“ aus Schottland erhalten hatte (17. Mai 1827): „in guter Gesundheit, für meine Freunde beschäftigt.“

Diese kurze Empfangsbestätigung Goethes ist sehr gut in einem Briefe Carlyles an seinen Bruder (4. Juni 1827) bezeichnet: „Ein reizendes kleines Briefchen aus Weimar. Hast du schon je so eine höfliche, aufrichtige und ganz und gar liebliche kleine Note gesehen? Dabei ist sie von einer solchen Naivität und Kürze, daß ich sie bewundere, und doch herzlich dabei lachen möchte!“

Diese Worte bezeichnen treffend einen guten Teil der Briefe Goethes an Carlyle: es herrscht eine Heiterkeit und Lieblichkeit darin, die den Leser unwiderstehlich zwingt und fesselt.

Wir können hier natürlich weder auf jeden einzelnen dieser köstlichen Briefe eingehen, noch auch nur annähernd den — bei allem Vorwiegen des plaudernden Tones und des biographischen Interesses — doch entschieden bedeutenden Inhalt anführen, der ja schon durch die regelmäßige gegenseitige Übersendung der bis 1832 von Goethe wie Carlyle veröffentlichten Werke bedingt ist.

Wir begnügen uns damit, das Zeugnis mitzuteilen, um welches Carlyle Goethen gebeten hatte, als er sich zu St. Andrews — der ältesten schottischen Universität — um den „ethischen“ Lehrstuhl bewarb. Dies Zeugnis ist als selbständiges Schriftstück Goethes über seine Stellung zu ethischen Fragen von ziemlicher Bedeutung, und erfreut schon, weil es zeigt, in wie treuem Andenken Goethe Gellerten bewahrte. Das Zeugnis lautet:

„Wahre Überzeugung geht vom Herzen aus, das Gemüth, der eigentliche Sitz des Gewissens, richtet über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand, der gar manches einsehen und bestimmen wird, ohne den rechten Punkt zu treffen.

Ein wohlwollender auf sich selbst merkender Character, der sich selbst zu ehren, mit sich selbst in Frieden zu leben wünscht und doch so manche Unvollkommenheit, die sein Inneres verwirrt, empfinden muß, manchen Fehler zu bedauern hat, der die Person nach außen compromittirt, wodurch er sich denn nach beyden Seiten hin beunruhigt und bestritten findet, wird sich von diesen Befehwernissen auf alle Weise zu befreien suchen.

\*) Auch Goethe scheint Carlyle in der Zwischenzeit aus den Augen verloren zu haben. Wir finden kein Wort bei Eckermann bis zum 15. Juli 1827.

Sind nun aber diese Mißhelligkeiten in treuer Beharrlichkeit durchgefochten, hat der Mensch erkannt, daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erholen vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sey, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen.

Dann aber drängt ihn sogleich eine angeborene Güte auch anderen gleiche Mühe, gleiche Beschwerden zu erleichtern, zu ersparen, seine Mitlebenden über die innere Natur, über die äußere Welt aufzuklären, zu zeigen, woher die Widersprüche kommen, wie sie zu vermeiden und auszugleichen sind. Dabey aber gesteht er, daß dem allen ungeachtet im Laufe des Lebens sowohl Äußeres als Inneres unablässig im Conflict befangen bleibe, und wie man sich deshalb rüsten müsse, täglich solchen Kampf wiederholt zu bestehen.

Wie sich nun ohne Anmaßung behaupten läßt, daß die deutsche Literatur in diesem humanen Bezug viel geleistet hat, daß durch sie eine sittlich psychologische Richtung durchgeht, nicht in ascetischer Angstlichkeit, sondern eine freye naturgemäße Bildung und heitere Geselligkeit einleitend, so habe ich Herrn Carlyle's bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bey uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen, reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen, und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag giebt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe.

In diesem Sinne darf ich ihn wohl für einen Mann halten, der eine Lehrstelle der Moral mit Einfachheit und Reinheit, mit Wirkung und Einfluß bekleiden werde, indem er nach eigen gebildeter Denkweise, nach angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnissen, die ihm anvertraute Jugend über ihre wahrhaften Pflichten erklären, Einleitung und Antrieb der Gemüther zu sittlicher Thätigkeit sich zum Augenmerk nehmen, und sie dadurch einer religiösen Vollendung unablässig zuführen werde.

Dem Vorstehenden darf man wohl nunmehr einige Erfahrungsbetrachtungen hinzufügen.

Über das Princip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sey, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgebot oben an, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zulezt am gerathensten finden, aus dem ganzen Complex der gefunden menschlichen Natur das Sittliche so wie das Schöne zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor sechzig Jahren das Beispiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte ein Philosoph von Fach zu seyn, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beyfall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meynungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frey von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen was in der Epoche, wo er auftritt, die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und thatfordernde Leben hineinführt.

Weimar, den 14. März 1828.

J. W. v. Goethe."

Von hohem Werte ist auch manches Wort Goethes, welches die an Carlyle regelmäßig nach Erscheinen übersandten Bände seines Briefwechsels mit Schiller begleitete, z. B.: „Mögen sie [diese Bände] Ihnen als Zauberwagen zu Diensten stehen, um sich in die damalige Zeit in unsre Mitte zu versetzen, wo es eine unbedingte Strebbarkeit galt, wo niemand zu fordern dachte und nur zu verdienen bemüht war. Ich habe mir die vielen Jahre her den Sinn, das Gefühl jener Tage zu erhalten gesucht und hoffe, es soll mir fernerhin gelingen.“ (13. April 1830.) Aus der ganzen Fülle von fesselnden Stellen verweisen wir (denn diese Zeilen sollen ja doch nur einladen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen) auf die kurze Schilderung des Weimarer Lebens um 1830 aus Goethes eigener Feder, welche den bekannten Brief Thackerays über das Leben und Treiben in der Stadt des „guten Schiller und des großen Goethe“ trefflich erläutert, ferner auf die wertvollen Ansichten Goethes über die Perioden der deutschen Literaturgeschichte, auf Goethes Worte über seinen „guten“ Eckermann, der von all seinen „Gesinnungen“ und seiner „Denkweise“ genau unterrichtet sei, sodaß er, falls Goethe die „weitausichtige“ Arbeit der Gesamtausgabe seiner Werke „zu vollenden nicht erlaubt seyn sollte,“ „kräftig eintreten“ werde u. a. m.

Oft rührt uns das Bild Goethes, wie es aus diesen Zeilen fast leibhaftig vor uns tritt. Man sieht mit Verehrung den Greis, wie er „an einem stillen Abend“ einen Brief diktirt, wie er verlegen, von Carlyles liebenswürdiger Frau (die ihm von ihren rabenschwarzen Locken eine Gabe geschickt hat, wie sie diese nur ihrem „geliebten“ Goethe schicken könne!) um ein Gleiches gebeten, sich vergeblich auf dem greisen Haupte nach „dieser Bier“ umsieht und mit Humor seine Unfähigkeit zu einer „genügenden Gegengift“ entschuldigt. Man fühlt mit den wenigen Worten Goethes nach seinem Blutsturze (25./26. November 1830) beinahe selbst, wie sich frisches und frohes Leben wieder zu regen beginnt, und ist aufs neue dankbar, daß dem Greise noch zwei für die ganze Weltgeschichte

bedeutende Jahre zu leben vergönnt waren. Für seine „Freunde“ ist er beständig beschäftigt, in der Nähe seiner „Geliebten,“ und für diese hofft er noch thätig zu sein. Aber aus dem „ganzen Ozean von Betrachtungen“ taucht eine immer und immer wieder auf, mit besondrer Liebe gepflegt: die Idee der „allgemeinen Länder- und Völkerannäherung,“ die Idee der „Weltpoesie.“

Und wenn wir auf allen Seiten mit staunendem Blick Goethe folgen, so erkennen wir doch auch, wie die Achtung, die Carlyle ihm von Anfang an abnötigte, allmählich, und man möchte sagen notwendigerweise, zur „liebevollsten Zuneigung“ wird. „Bewunderungswürdig ist es — schreibt Goethe 1827 an Carlyle über dessen »Schiller« —, wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: »Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis.«“ In den einführenden Worten zur deutschen Uebersetzung von Carlyles Schiller hatte Goethe gesagt: „Mir wenigstens war es rührend zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unsers verewigten Freundes, immer den edeln, wohl-denkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vor-trefflichsten Sterblichen an ihm auferbaut hatte.“ Wenn Goethe schon damals ahnte, was der Kern versprach, so mußte die ganze freie, offene, von hohem, sittlichem Ernste erfüllte Art des jungen Carlyle ihn zu dem prophetischen Wort führen, daß Carlyle eine moralische Macht sei mit viel Zukunft, sodaß es garnicht abzusehen sei, was er alles leisten und wirken werde. (Eckermann, den 25. Juli 1827.)

Der junge Carlyle entläßt uns — am Vorabende des Sartor —, überdrüssig des ewigen Essayschreibens und mit Sehnsucht harrend, daß der Genius ihm ein eignes Werk vollbringen lasse, mit dem Bekenntnis (31. August 1830): „Wenn ich nicht aus Herzensgrund schreiben kann und für das Herz, dann hat das Leben keinen Zweck für mich, keine Freude!“ Und der Greis Goethe giebt uns das Segenswort: „Indem ich das Testament Johannis als das meinige schließlich ausspreche und als den Inhalt aller Weisheit einschärfe: Kindlein, liebt euch! wobei ich wohl hoffen darf, daß das Wort meinen Zeitgenossen nicht so seltsam vorkommen werde, als den Schülern des Evangelisten, die ganz andre höhere Offenbarungen erwarteten!“ (Den 1. Januar 1828.)

\* \* \*

Die Ausstattung des Briefwechsels ist untadelig, die Bemerkungen des Herausgebers knapp, aber genügend, Goethe ist nur nach der Ausgabe letzter Hand zitiert, aber nach dem kostbaren Exemplare, das aus seiner eignen Hand kam und noch jetzt im Carlyle-Archiv als Schatz gehütet wird. Das Register könnte vollständiger sein und z. B. die neun Gedichtchen Goethes, die der Briefwechsel bringt, auführen. Doch wird dies alles bei einer doch bald bevorstehenden Neuauflage leicht nachzutragen sein.

Der liebenswürdigen Michte Carlyles gebührt besonders auch für die sorgfältige und getreue Korrektur, mit der sie den Herausgeber, Professor Norton in Cambridge, B. St. Amerikas, unterstützt hat, vor allem aber für die Liberalität, mit der sie die Schätze des wertvollen Carlyle-Archivs mitgeteilt hat, Dank. Derselbe Dank ist aber auch der erlauchten Spenderin der Briefe Carlyles an Goethe in dem Herzen aller Verehrer beider Männer gesichert.